

In der Schusslinie

Die Fotografin Lynsey Addario ist eine der wenigen Frauen, die aus Kriegsgebieten berichten. Die Pulitzerpreisträgerin hat mehrmals dem Tod ins Auge geblickt und dennoch nie daran gedacht, ihren Beruf aufzugeben. Von Virginia Nolan

«Du solltest nach Afghanistan gehen und die Frauen fotografieren, die unter den Taliban leben», hatte ihr Mitbewohner Ed gesagt, und sie war seinem Rat gefolgt. Lynsey Addario ist 26 Jahre alt, als sie in Afghanistan ankommt. Sie fotografiert verschleierte Frauen auf rostigen Krankenbetten und Menschen in Trümmern, trifft selbstbewusste Städterinnen, die früher, vor den Taliban, Ministerinnen gewesen waren. Die Frauen winken die Amerikanerin in ihre Häuser, reichen ihr Tee. Sie ziehen die Kopfteile ihrer Burkas zurück, bis ihre blauen Augen zum Vorschein kommen. Im Flur stehen, wie zur Erinnerung an vergangene Zeiten, ihre Lacklederpumps. Addario gelangen intime Aufnahmen eines unter Verschluss gehaltenen Volkes. Dennoch findet sie damit nur wenige Abnehmer. Im Jahr 2000 interessiert sich noch kaum jemand für Afghanistan.

Das Folgejahr bringt die Wende. Am 11. September stürzen in New York die Zwillingstürme ein. Von nun an ist immerzu von Afghanistan die Rede, wo die US-Regierung die Wiege des Terrorismus vermutet. Addario bietet ihrer Bildagentur an, hinauszufiegen. Sie ist jung und unerfahren, gehört aber zugleich zu den wenigen, die jemals unter den Taliban gearbeitet haben.

Erbitterter Wettbewerb

«Ich wollte nicht Kriegsreporterin werden», sagt Addario über den Beruf, für den sie heute gefeiert wird. Ihre Arbeit wurde mehrfach prämiert, auch mit dem Pulitzerpreis, der höchsten journalistischen Auszeichnung überhaupt. Keinen der Konflikte, die sich in den vergangenen fünfzehn Jahren im Nahen Osten zugetragen haben, hat Addario verpasst. Sie dokumentierte die Herrschaft der Taliban in Afghanistan, die Invasion der USA im Irak, den Sturz Gaddafis in Libyen, menschliches Leid im syrischen Bürgerkrieg.

Die 42-Jährige überlebte manchen Kugelhagel, sie hat Freunde verloren, Menschen sterben sehen. In Libyen wurde sie in einen Kerker geworfen und misshandelt. «Warum macht ein Mensch so etwas freiwillig durch?» Diese Frage hört sie nun schon ihr halbes Leben lang. In ihrer Autobiografie gibt die Kriegsfotografin Antwort darauf. «It's What I Do», heisst das Buch im Originaltitel. Hollywood hat sich die Rechte an der Story gesichert, die von Steven Spielberg mit Oscarpreisträgerin Jennifer Lawrence in der Hauptrolle verfilmt worden ist.

Lynsey Addario unterdrückt ein Gähnen, als sie sich im Sitzungszimmer ihres Berliner Verlags auf einen Sessel fallen lässt. Sie ist zierlich, trägt Modeschmuck und hat akkurat manikürte Nägel. Banalitäten wie diese fallen auf,

Hollywood hat sich die Rechte an der Story gesichert, die von Steven Spielberg verfilmt werden soll.

weil sie nicht zu den Vorstellungen einer Frau passen, die sich auf den Schlachtfeldern dieser Welt herumtreibt. Sie freut sich auf den Abend mit ihrem kleinen Sohn, sagt sie. Addario ist mit dem britischen Journalisten Paul de Benden verheiratet, zwei Tage wird sie zu Hause in London verbringen, bevor sie in den Sudan aufbricht.

Das Leid, dem sie in ihrem Beruf begegne, trägt sie mit sich herum wie einen Rucksack, erklärt Addario. «Darin sammle ich die Geschichten von Menschen, und es ist mein Job, ihnen Gehör zu verschaffen.» Es gehe darum, uns wachzurütteln für die Missstände in dieser Welt, das sagen viele Kriegsberichterstatte, wenn sie danach gefragt werden, was sie antreibt, für die Arbeit ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Das trägt ihnen nicht nur Bewunderung ein, gerade dann, wenn sie ihre edlen Motive zur

Schau stellen. Etwa in der Koketterie mit dem Tod, die sich auch in Addarios Buch findet. «Ich ignorierte ein Schild, das auf ein Terrain voller Landminen hinwies», schreibt sie und berichtet dann in fröhlichem Tonfall, wie sie besagten Berg hochkraxelt, um ein besseres Bild zu kriegen. Ebenso wird aus ihren Schilderungen deutlich, dass auch abseits der Schlachtfelder ein Kampf tobt – unter Journalisten, die um den Platz auf den Titelseiten konkurrieren. «Die Times-Korrespondenten lieferten sich einen erbitterten Wettbewerb mit den Berichterstatte anderer Zeitungen», schreibt Addario, «aber noch brutaler war der interne Kampf.»

Teekränzchen mit den Taliban

Zwischen Helfer- und Geltungsdrang liegt ein schmaler Grat. Geht es Addario, Hand aufs Herz, nicht auch ein Stück weit um Selbstdarstellung? «Bullshit», sagt sie, ohne dabei einen gehässigen Ton anzuschlagen. «Ich brauche keinen Krieg, um meinem Leben Sinn zu geben. Ich habe eine Familie.» Sie interessiert sich nur eins: «Dass die unauslöschlichen Bilder des Krieges auf die Titelseiten unserer Zeitungen kommen. Politiker sollen sehen, wohin ihre Entscheidungen führen.» Wenn Unrecht geschehe, würden Machthaber immer versuchen, es zu vertuschen. «Darum ist es wichtig, dass jemand alles dokumentiert.»



«Ich brauche keinen Krieg, um meinem Leben Sinn zu geben»: Fotografin Lynsey Addario in Uganda.



Schmaler Grat: amerikanische Soldaten bergen einen getöteten Kollegen afghanischen Korengal-Tal, 2007.

Fotografen, sagt Addario, stünden ohnehin nie so im Mittelpunkt wie Journalisten, weder beim Leser noch bei den Mittelsmännern, mit denen man im Krisengebiet verhandle. Im Kriegseinsatz stehe meist der Autor im Zentrum des Interesses – aber eben auch unter Beobachtung. «Ich bin bloss sein Anhängsel», sagt Addario, «das erweitert meinen Spielraum.» Unterschätzt zu werden, sei ein Trumpf. «Darum arbeite ich so gerne in der arabischen Welt. Männer nehmen mich nicht wirklich ernst. Dadurch kann ich mich freier bewegen.» Vielleicht verdanke sie ihrem Frausein auch das Glück, noch am Leben zu sein.

Für ihre Bilderreihe «Talibanistan», die mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnet wurde, fotografierte Addario Taliban-Kämpfer im Haus des ranghohen Kommandeurs Hadschi Namdar. Ein amerikanischer Journalist führte das Interview, der Dolmetscher gab Addario als dessen Frau aus. Die Erinnerung lässt Addario schmunzeln. «Meine Frau hat übrigens eine Kamera dabei», habe ihr Kollege beiläufig gesagt, «kann sie ein paar Bilder machen?» Zum Erstaunen aller habe der Kommandeur eingewilligt. So habe sie versucht, möglichst unprofessionell zu wirken, und begonnen, durch den schmalen Spalt ihres Schleiers Fotos zu schiessen. Irgendwann seien die Männer in hektisches Geflüster verfal-

len. Dann habe sich der Kommandeur an sie gewandt. «Madame», habe er gesagt, «die Männer sind besorgt, dass Sie durch den Schleier den Tee nicht trinken können.» Er habe ihr vorgeschlagen, sich mit dem Rücken zu den Männern in eine Ecke zu stellen, den Schleier hochzuheben und so den Tee zu trinken. «Sie bestanden darauf, dass ich austrinke», lacht Addario, «erst dann konnten sie beruhigt weitermachen.»

In der Gewalt von Gaddafis Schergen

«Wenn wir das überleben, werde ich in neun Monaten richtig fett sein.» Dieses Versprechen gab Lynsey Addario im März 2011 ihren Kollegen von der *New York Times*, mit denen sie die Zelle in einem libyschen Kerker teilte. Die vier Journalisten waren zusammen in Bengasi unterwegs gewesen, um über die libysche Revolution zu berichten, als sie von Gaddafis Soldaten gefangengenommen und verschleppt wurden. Die Soldaten fesselten Hände und Füße ihrer Opfer, traktierten sie mit Waffen und Faustschlägen, liessen sie stundenlang im Auto liegen, während rundum Artilleriegeschosse einschlugen. Dann folgten sechs Tage Gefangenschaft, die ständige Angst vor Hinrichtung und Vergewaltigung, schliesslich die Freilassung auf Insistieren der US-Regierung. Nein, sagt Addario, selbst in diesen dunklen

Momenten habe sie nicht darüber nachgedacht, ihren Beruf an den Nagel zu hängen. «Aber ich wusste», sagt sie, «dass die Zeit gekommen war, ein eigenes Leben aufzubauen, statt nur das der anderen zu dokumentieren. Nach all den Jahren, in denen ich mit dem Gedanken gerungen hatte, betete ich jetzt um die Chance, mit Paul eine Familie zu gründen.»

Vor vier Jahren wurde ihr Sohn Lukas geboren. Die Zeiten, in denen Addario als *embedded journalist* Truppen bei Kriegseinsätzen begleitete, sind vorbei. Statt ins Gefecht zu ziehen, beleuchtet sie die humanitären Aspekte von Kriegen und anderen Krisen. Ob sie sich je an die Front zurückgewünscht habe? «Nein», sagt sie entschieden. «Die Leute wollen immer wissen, ob es mir um den Adrenalinkick ging», sagt sie. «Was für eine bescheuerte Frage. Die Wahrheit ist, dass ich mich jeweils schon bei der ersten Kugel auf den Boden warf und mir fast in die Hosen machte. Oft vergass ich vor lauter Angst, Fotos zu schiessen.»



Lynsey Addario

Jeder Moment ist Ewigkeit.
Als Fotojournalistin in den
Krisengebieten der Welt. Ullstein, 2016.
368 S., Fr. 36.90